

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Die Hausfreundin**

ein Buch für alle

**Bender, Auguste**

**Bühl (Baden), 19XX**

Das Spinnrad

[urn:nbn:de:bsz:31-94306](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-94306)

## Das Spinnrad.

ir ist, als ob ich ihn noch vor mir sähe, den alten Tausendkünstler, mit den milden, braunen Augen, der hochgewölbten, ernstern Stirn, mit der tiefgegrabenen Kummerfalte zwischen den buschigen Augenbrauen; dem kurzgeschorenen, grauen Barte, der nur zur Not das stark geschnittene Kinn verhüllte. Gar seltsam aber war die große, weit vorspringende Nase über dem feingezeichneten Munde anzuschauen; sie würde dem mageren Gesichte den Anstrich einer charaktervollen Häßlichkeit gegeben haben, wäre solche nicht von dem wehmütigen, fast frauenhaft weichen Gesichtsausdruck gemildert worden.

Von Gestalt war er schlanker als ein gewöhnlicher Bauersmann, dabei ein wenig vornüber geneigt, wie von einer unsichtbaren Last gebeugt, was gleichwohl nicht die Last der Jahre sein konnte; mir erschien er freilich schon in früher Kindheit uralt, und doch mochte er damals kaum mehr als fünfzig Jahre zählen.

Wir pflegten ihn im geheimen den „Tausendkünstler“ zu nennen; doch war er ein altangesehener, ordentlicher Landwirt, der seine Künste nicht wegen des Erwerbs zu üben brauchte, obwohl sie ihm gar manchen schönen Groschen einbrachten.

Es gab fast nichts im Dorfe, das er nicht ausbessern und teilweise auch herstellen konnte, wenn man den Mut faßte, ihn darum anzugehen: Spinnräder und Uhren, Fenster-scheiben und Thüreschlösser — nichts war ihm der inneren Einrichtung nach ein Geheimnis. Er verstand alles in seine Teile zu zerlegen und nachher wieder zusammen zu fügen, daß es nur so eine Art hatte und länger hielt, als wenn es neu gewesen wäre.

Seinen Feldern und Wiesen aber ließ er seinen rastlosen Verbesserungstrieb nicht weniger angedeihen. Er erfand merkwürdig sinnreiche Methoden der Bewässerung bei anhaltender Dürre und des Trockenlegens bei nasser Witterung. Dazu erprobte er die chemische Beschaffenheit des Bodens durch Anpflanzung von allerlei Futterkräutern und Getreidearten und sann darüber nach, wie der Ausmergelung des Bodens am besten vorgebeugt würde.

Wäre er ein minder wohlhabender Grundbesitzer gewesen, so würde man über den rastlosen Erfindungstrieb des Tausendkünstlers wohl vielfach gewitzelt und gespöttelt haben; denn nichts ahnte die blödsichtige Menge von dem geheimnisvollen Wesen, das ihm selber unerklärt und unerklärlich im Innern lebte und vorzeitige Furchen auf seine Stirne prägte. So aber konnte er Dienstboten und Tagelöhner halten und durch die augenfälligsten Erfolge den Beweis an die Hand geben, wie richtig er zu berechnen und vorherzusehen wußte.

Er würde sicherlich ein Forscher und Ergründer im großen Maßstabe geworden sein, wenn Zeit und Schicksal ihm die rechte Ausbildung gewährt und ihn dann an den rechten Ort gestellt hätten. Auf dem abgelegenen Bauern-dorfe dagegen mußte er seine besten Kräfte in der Erfindung von Werkzeugen und Methoden aufreiben, deren er an den

großen Mittelpunkten des Weltverkehrs um geringes Geld und noch weniger Mühe hätte habhaft werden können.

Er schien diesen Übelstand auch niemals ganz ver-  
schmerzt zu haben, so freundlich und gütig auch sein Gesichtsausdruck, so mild und sanft seine Stimme war. Denn nicht selten pflegte er uns Kinder des oberen Dorfes auf dem Heimwege von der Schule zur Rede zu stellen, was wir am Tage gelernt und wer es von allen am besten gekonnt habe.

Dann schüttelte er oft traurig das gebeugte Haupt, strich sich seufzend das angegraute Haar aus der Stirne und ermahnte uns mit väterlicher Herzlichkeit, doch ja keine Stunde und Minute zu versäumen, sondern es recht im Innern schäßen zu lernen, wie so viel besser man jetzt daran wäre als in seiner eigenen Jugendzeit, wo man die Kinder noch schier wie das liebe Vieh aufwachsen ließ.

Und wenn er einmal besonders mit mir zufrieden war, lud er mich in seine Werkstatt ein, wo er mich auf einem kleinen Bänkehen neben der Hobel- oder Drehbank zu sitzen nötigte.

Und dann erzählte er mir von den alten Zeiten, und wie so traurig es sei, daß man ohne alle Kenntniß der großen, schönen Gotteswelt auf der kleinen Scholle Erde, die uns hervorgebracht hat, dahinleben müsse, bis man wieder in dieselbe eingescharrt werde. Und doch lasse sich ja so vieles aus dem Menschen machen, wenn er dazu die rechte Anleitung und auch den rechten Willen habe.

„Ja, ja, der rechte Wille ist eine Hauptsache dabei, und das tiefe Verlangen, sich geistig emporzuarbeiten“, pflegte er seufzend hinzuzusetzen und ward dann einige Augenblicke stiller, als ob er sich gegen ein schmerzliches Gefühl anstremte.

Er mochte dabei an seine eigenen Buben denken, die als die dümmsten und trägsten in der Schule vom Vater nichts als das gute Herz geerbt zu haben schienen.

Hatte er dann seine Fassung wieder gewonnen, so fuhr er in etwas leiserem Tone und nur merklich bewegter Stimme in seinen Betrachtungen fort, gab wohl auch einmal einen Spaß zum besten und ein lustiges Stücklein aus seinen Knabenjahren, bis — — ja, bis eben seine Frau, das dicke Bäbele, an der Werkstatt vorüberwatschelte und wie zufällig einen Blick durchs niedrige Fensterlein warf.

Dann zog ein trüber Schatten über die eben noch so heiter angeregten Züge seines ausdrucksvollen Angesichts, die Kummerfalte zwischen den buschigen Brauen trat stärker hervor, und seine Schultern sanken zusammen, als ob die unsichtbare Last ihn wieder stärker als gewöhnlich drückte. Kein Wunder auch!

Ein größeres Gegenstück als das plumpe, dumme Bäbele hätte sich zu dem klugen, fein empfindenden Manne auf dem ganzen weiten Erdenrunde nicht mehr denken lassen. Ihre übermäßige Körperfülle „wabbelte“ und „schwabbelte“ bei jeder ihrer Bewegungen, und ihre wasserblauen, ohnehin nicht großen Augen schienen sich im Fette ihres Gesichtes völlig zu verlieren.

Und mit ihrer unförmlichen und ungeformten äußeren Erscheinung hielt ihre geistige Stumpfsheit gleichen Schritt. Nichts pflegte ihr Interesse abzugewinnen, was man nicht mit der Hand betasten und mit der Zunge kosten konnte. Und je älter sie wurde, desto roher und offener trat ihre Genußsucht ans Tageslicht, bis sie sich schließlich nur noch notdürftig mit ihrem Haushalte abgab, und im Felde auch nur so viel schaffte, als ihr gerade Vergnügen machte.

Es war vielleicht ein Unglück für sie, daß sie keine Töchter auszustatten hatte, und in dieser Weise etwas beschäftigt und ausgefüllt wurde. Ihre zwei Buben gestalteten sich das Leben nach eigenem Sinne, kamen nur zum Essen und Schlafen nach Hause und gingen im übrigen ihrer Wege, wie die Eltern es thaten.

Es war ein Nebeneinander — kein Miteinander — in dieser merkwürdigen Familie, und man durfte es gewiß nur dem feinen Wesen und der fast übermenschlichen Nachsicht des Tausendkünstlers zuschreiben, wenn es zu keinerlei offenkundigen Zerwürfnissen kam.

Eigentlich erzürnt und aufgebracht habe ich den milden Dulder nur ein einziges Mal gesehen. Es war auf dem Heimwege von der Schule an einem windigen Apriltage. Sein damaliger Anblick hat sich auf zeitlebens meinem Gedächtnis eingepreßt. Mit funkelnden Augen, geballten Fäusten und hochrotem Gesichte stand er in seinem Hofe, und ihm gegenüber, jenseits der trennenden Steinmauer, sein böser Nachbar, der Habermüller mit der rohen, ungeschlachten Athletengestalt und dem unförmlichen Stiernacken.

Das Gesicht dieses allgemein gefürchteten Menschen aber war nicht zornesrot, sondern leichenblaß und ganz erschrecklich anzusehen; denn man fühlte, daß er imstande war, dem Gegner mit der krampfhaft umklammerten Holzart den Schädel einzuschlagen, wosfern er es ungehindert und ohne Zeugen hätte vollbringen können.

So aber hatte der Lärm der Streitenden die gesamte Nachbarschaft an die Fenster und auf die Gasse gelockt, besonders, nachdem auch die kleine, verwachsene Frau des Habermüllers auf dem Kampfplatze erschienen war, um mit

ihrer schrillen Stimme dem Tausendkünstler allerlei unaussprechliche Schimpfnamen über die Hofmauer zuzuwerfen.

Ein höhnisches Lachen war alles, was ihr von drüben zur Antwort ward; denn offenbar verschmähte es der Herausgeförderte, dem verblendeten Weibe die Binde lösen zu wollen.

Während dessen hatten wir Kleinen eifrig nach dem dicken Bäbele ausgeschaut, voll Erwartung, daß auch sie jetzt aus der Hinterthüre ihres Hauses kommen und, wie die Habermüllerin, die Partei ihres Mannes ergreifen würde, worauf dann der Spektakel erst recht beginnen mußte.

Das Bäbele aber ließ sich mit keinem Auge blicken, worüber sich auch weiter niemand, als wir unschuldigen Kinder wunderte.

Armer, mißhandelter Tausendkünstler! Ein seelenloser, stumpfer Fleischkloß zur Lebensgefährtin und nicht einmal ihrer Treue versichert! Wie mochte er nur zu einer solchen Frau gekommen sein?

Meine Mutter war vielleicht die einzige im Dorfe, die darüber einige Auskunft zu geben wußte, die einzige, die in dem Leben und Treiben des einstigen Schulkameraden einen tieferen Sinn und Zusammenhang ahnte, die einzige endlich, die seinen verzehrenden Bildungstrieb und den daraus entstandenen, tieftragischen Ernst seines Schicksals zu begreifen fähig war.

Den übrigen Dorfbewohnern, die an allem nur die Außenseite wahrnahmen, soweit ihnen dieselbe nützlich oder komisch dünkte, war der Tausendkünstler ein Mann wie jeder andere, und zwar — was bei ihnen am schwersten in die Waagschale fiel — ein vorzüglich begüterter. Dazu war er dann freilich noch ein gar kunstreicher Boßler, der nicht allein im eigenen Hause jeden Handwerksmann ersparte, son-

dern noch manchen schönen Bagen an anderen verdiente und oft zu einer Zeit, wo jene die Hände müßig in den Hosentaschen stecken hatten.

Glückliches Mütterchen, das da glaubte, daß nur auf dem Lande die Menschen so blödsichtig und engherzig seien, und daß man nur in die Stadt zu gehen brauche, um sofort zu Anerkennung und Ansehen zu gelangen!

Schade, jammerschade! wie sie meinte, daß so ein aufgeweckter Bube, wie der Tausendkünstler es war, zu keiner richtigen Ausbildung gelangen konnte. Hättest ihn sehen sollen, wie er den Lehrer — und manchmal sogar den Pfarrer — durch seine sinnreichen Fragen in Verwirrung brachte. Freilich hat es damals auf dem Lande noch keine Lehrer gegeben, wie wir dieselben heute haben. Es waren Leute, die selbst nur notdürftig lesen und schreiben konnten und stets noch ein anderes Gewerbe betrieben. Wir durften daher noch von Glück sagen, einen Lehrer gehabt zu haben, der nahezu ein halbes Jahr bei dem Cantor in Adelsberg in der Lehre gewesen war; dem Hanjörg aber konnte er gleichwohl nicht die Stange halten.

Was aber einmal in den Menschen hineingelegt ist, das will auch heraus, und wenn die ganze Welt dawider sein sollte. Als der wissenshungrige Knabe nichts mehr im Abbuch lernen konnte, so ging er hinaus in die freie Natur und guckte in alle Erdrißen und Waldeswinkel. Oder er saß auch in der Schmiede neben dem Blasebalge, um den älteren Männern begierig zuzuhören. Es wurde nämlich damals gar viel über die Russen und Franzosen geredet, und vor allem von dem großen Napoleon, den man auf der St. Heleneninsel endlich zum Frieden gezwungen hatte, den er der Welt aus freien Stücken nie gegeben hätte.

Hanjörgs Eltern, die außer ihm keine Kinder besaßen, wäre es sehr viel lieber gewesen, wenn derselbe nach den Augen der Mädchen, anstatt nach den Blumen und Bäumen gesehen hätte. Sie wußten sich je länger je weniger in seine absonderliche Weise zu finden.

Und selbst als er herangewachsen war, verkehrte er nicht viel mit den anderen Burschen und ging ihnen ganz aus dem Wege, wo sie wild und ausgelassen waren.

Nur spät am Abend, wenn die lärmenden Haufen sich verlaufen hatten und auf der Gasse alles ruhig und still geworden war, hörte man ihn manchmal mit dem einen oder anderen Kameraden leise singend den Ort durchwandern. Und dann konnte es einen schier bedünken, als ob der Gesang aus anderen Welten käme, und man mußte weinen, als ob man ein großes Glück oder ein großes Leid erfahren hätte.

Bei Tage ging der Tausendkünstler zwar ruhig und gewissenhaft seiner gewöhnlichen Hantierung nach, aber ernster und in sich gefehrter, als sich für sein Alter paßte; und so machte er seinen Leuten immer größere Sorge. Er wußte wohl damals selber kaum, was ihn quälte und bedrückte, wie konnten es die anderen wissen? Man hatte ja überhaupt keine Ahnung davon, daß es außer Katechismus, Bibel und Gesangbuch noch andere lesenswerte Schriften gebe, und daß man außer der Landwirtschaft noch etwas anderes als ein Handwerk lernen könne.

Und als der arme Kerl dann immer stiller und bleicher wurde und am Ende allen Schlaf und Appetit verlor, da mochten die unwissenden Leute in der That geglaubt haben, daß ihrem Sohn etwas angethan worden sei. „Willst Du dies, oder willst Du das? Thut es Dir im Kopf oder im Leibe weh? Hast Du auf eine Frau oder einen Mann

Verdacht?" Und so setzten sie ihm mit allerlei einfältigen Fragen zu, bis er endlich den Mund aufmachte. Es gebe weiter keine Hilfe für seinen Zustand, sagte er, als daß man ihn sein Bündel schnallen und eine Zeit lang auf die Wanderschaft gehen ließe; doch müsse er dafür freilich erst ein Handwerk lernen.

Die ganze Verwandtschaft schlug vor Verwunderung die Hände über dem Kopf zusammen; denn dergleichen war nie zuvor erhört worden, zumal sie nie einen Handwerker, noch einen Kleinbauern in der Familie gehabt hatten. Der einzige Sohn von begüterten Eltern, der zu Hause des Brotes die Hülle und Fülle und noch dazu eine reiche, junge Braut in Aussicht hatte, die ihm bereits an ihrem Taustage versprochen (verlobt) worden war — und in die Fremde ziehen, wie ein Schneider- oder Schustergeselle! Jetzt war es sicher, daß der Hanjörg unter dem Einfluß einer bössartigen Verzauberung stand.

Der Pfarrer freilich lachte über dieses Gerücht und schalt es Aberglauben. Er sagte, daß in dem Burschen ein ungewöhnlicher Wissens- und Forschertrieb stecke; da er aber für tiefere Studien jetzt zu alt geworden sei, sollten sie ihn Notar oder Geometer werden lassen.

Das aber wollte den Alten um so weniger einleuchten, als Bauerleute in der Kopfarbeit nichts als Müßiggang erblicken und doch nichts unfreudiger thun, als ihren Kopf gebrauchen. Da möchte er doch lieber noch ein Handwerk lernen, meinten sie, wobei er wenigstens doch Hand und Fuß regen müßte und so dem Bauerngeschäfte nicht ganz verloren ginge. Doch nicht im Dorfe sollte er in die Lehre gehen; denn diese Schande glaubten die Alten nicht überleben zu können. Dagegen erinnerten sie sich eines aus

der Umgegend gebürtigen Drehers zu Wehlar, das im Hessischen liegt, aber, wie der Hanjörg sagt, zu Preußen gehört.

Dieser Dreher war in seiner Jugend weit herumgekommen, bis er schließlich seines Meisters Tochter heiratete und selbst ein tüchtiger Meister wurde. Das dünkte ihnen eine herrliche Gelegenheit, dem Buben seinen heißesten Herzenswunsch zu gewähren, ohne ihn gänzlich der Heimat zu entfremden. Nur mußte man ihn zu verhindern suchen, daß er sich draußen nicht ebenfalls wie sein künftiger Meister mit einer Frau behaftete und darüber das Wiederkommen schuldig blieb. Und der Teufel selbst muß ihnen das Mittel dazu an die Hand gegeben haben.

Sie wollten sich nämlich anheischig machen, ihm hundert bare Gulden auf den Weg mitzugeben, wofern er sich auf die Bibel verpflichten würde, daß er sich genau nach einem Jahre wieder im Dorfe einstellen und dann seine Braut, des Numüllers Bäbele, als Frau heimführen wolle. Und er hatte das strohdumme Ding bis dahin noch mit keinem Auge angesehen und zu keiner einzigen Lustbarkeit geführt. Kein Wunder, daß er sich anfangs der harten Bedingung weigerte. Als seine Leute aber trotz aller Gegenvorstellungen seiner- und anderseits bei ihrem Kopfe verharrten und von gar keinem Ausweg hören wollten, da willigte er endlich ein, ihnen um des einen Jährchens willen sein ganzes Lebensglück zum Opfer zu bringen; denn etwas anderes war das unselige Versprechen nicht zu nennen.

Er hatte nämlich bis dahin noch keinem von uns Mädchen je so recht ins Auge gesehen und nichts von der Beschaffenheit des menschlichen Herzens gewußt, und daß die Liebe oft die am ärgsten heimsucht, die ihr am längsten

widerstanden haben. So mochte es ihm damals noch eine völlige Nebensache scheinen, ob er später das Bäbele oder eine andere heiratete, wosfern er nur erst seinen nächsten Zweck erreichte.

Der öffentliche Verspruch (Verlobung) wurde darauf in Anwesenheit der ganzen beiderseitigen Sippschaft gehalten, vor denen der Hanjörg nochmals feierlich geloben mußte, daß er genau innerhalb eines Jahres wiederkehren und Hochzeit machen wollte.

Mit seinem Herzblut hat er den Vertrag zwar nicht unterzeichnet, doch muß man dessenungeachtet dem Bösen selbst die Treue halten, wenn man ihm darauf das Wort gegeben hat, wie viel mehr aber noch den Eltern und der Braut, der man sich angelobte.

Wie es ihm aber nachmals dabei zumute gewesen ist, hat niemand in Erfahrung gebracht, ausgenommen vielleicht die wenigen, die während seines Wanderjahres mit ihm verkehrt haben.

Hier seufzte die Erzählerin und machte eine Pause, und ich mochte sie vorderhand mit keinen weiteren Fragen bedrängen, denn ich ahnte ein Geheimnis, das ihr vielleicht der einstige Schulkamerad in schwerer Stunde anvertraut hatte. Und ich sollte mich in dieser Vermutung nicht getäuscht haben.

Nur wenige Wochen nach diesem Berichte, dem zusammenhängendsten, den ich bis dahin über den merkwürdigen Mann vernommen hatte, begegnete uns derselbe auf einem Waldspaziergang.

„Ist's gut da bei Euch?“ sagte er freundlich und stützte sich einen Augenblick auf seinen Knotenstock, um Atem zu schöpfen.

„So ziemlich“, entgegnete meine Mutter, „willst Du Dich nicht zu uns setzen?“

„Warum denn nicht, da ich sonst wenig zu versäumen habe.“ Und er ließ sich auf einer knorrigen Wurzel des vom Blitze zerschmetterten Eichstammes nieder, auf dem wir selber Platz genommen hatten.

Es war an einem Oster-Sonntag-Nachmittage, und über die aufgethauten Felder wehte lau und lind die Frühlingsluft. Im Forste aber war es noch etwas feucht und kühl, und an tiefer gelegenen Stellen war der lange Winterschnee nicht völlig weggeschmolzen. Dessenungeachtet standen unter allen Hecken und Stauden die rötlich-weißen Anemonen, bei uns zu Lande Kuckucksblumen genannt, und obgleich ich grade kein Kind mehr war, hatte ich eine solche Masse davon abgepflückt, daß ich sie kaum mit beiden Händen halten konnte.

Der Tausendkünstler dagegen hatte einen großen Strauß von Seidelbast im Knopfloch seines dunkelblauen Tuchfittels stecken; er löste davon einige kleineren Zweige und bot mir dieselben mit natürlichem Anstande.

„Sie sind giftig, wie Du weißt“, sagte er, sie einen Augenblick in die Höhe haltend; „doch bist Du ja kein kleines Mädl mehr, und auch als solches hast Du nicht alles gleich ins Maul gesteckt, wie andere Kinder. Nicht wahr, Christine?“

„Recht hast freilich“, entgegnete meine Mutter, „sie ist immer über die Jahre besonnen und wißbegierig gewesen. Und wenn sie einer Sache einmal auf die Spur gerät, da giebt sie nicht mehr nach, bis sie derselben habhaft ist. So hat sie mir schon seit mehr als vierzehn Tagen keine Ruhe mehr gelassen, weil sie wissen möchte, was Du einst auf deiner Wanderschaft in Wehlar erlebt hast. Als ob Du solches je an die große Glocke gehängt hättest!“

Der Tausendkünstler sah einige Secunden sinnend vor sich nieder, während er eine knospende Ruckucksblume vom Boden pflückte und wie geistesabwesend zwischen den Fingern zerdrückte.

Als er die Augen dann wieder erhob, hatten sie einen feuchten, wehmütigen Glanz angenommen.

„Ich würde mir nicht vorgestellt haben“, sagte er dann mit leise bebender Stimme, „daß eine so alte verschollene Geschichte solch ein junges Blut interessieren könnte. Doch sei es drum! Aus dem Vergangenen läßt sich oftmals lernen, was man in der Zukunft zu hoffen oder zu befahren hat; und ich habe es lange genug mit mir herumgetragen, als daß es mir nicht wohl thun sollte, es einmal von mir abzuwälzen. Ich will dabei zu Werke gehen, als ob es sich gar nicht um mich selber, sondern um einen mir wildfremden Menschen handelte, dem ich einst zufällig auf der Landstraße begegnet bin und der mir nach kurzem Zusammenwandern seine Geschichte anvertraut hat. Denn es giebt Dinge, die man nur einem gänzlich Unbekannten, oder nie erzählen kann — am wenigsten aber denen, die uns am nächsten stehen. Oder Ihr könnt auch denken, ich selber wäre ein Fremder, den Ihr am Wege gefunden und ihm vor dem Sterben die Beichte abgenommen habt. Und wenn ich tot bin — nun dann kann es mich wenig kümmern, ob es weiter erzählt wird; doch wer sollte für eine solch einfache Geschichte auch Interesse haben.“

Sprechen konnte ich nicht, doch waren mir Thränen in die Augen gekommen. Er sah es, lächelte und hub folgendermaßen seine Erzählung an:

„Ich hatte, wie Ihr wißt, mein Wort gegeben, nach abgelaufener Jahresfrist wieder in die Heimat zurückzukehren.

Die Zeit war mir bis dahin so unaussprechlich lange vor= gekommen, daß ich mir einbilden mochte, so ein Fährchen könne nie zu Ende gehen, oder es müsse sich vorher irgend ein Ausweg finden lassen. Oder ich dachte mir auch gar nichts, sondern lebte in den Tag hinein, wie weiland der Doctor Faustus, von dem ich einmal in einem alten Buche gelesen habe, daß er zur Erlangung der weltlichen Glückseligkeit dem Teufel seine unsterbliche Seele mit Blut verschrieben habe. Der Böse habe ihn darauf beim Wort genommen und ihm nach Ablauf seiner irdischen Lebenszeit den Hals umgedreht.

Ganz läßt sich dies nun freilich nicht auf meinen Fall anwenden; denn an den Kragen ist es mir nicht gegangen, dagegen aber hat man mir, was nicht so rasch vorübergeht, einen glühenden Pfahl in die Brust gestoßen — und darin stecken lassen. Und so lebe ich heute noch, aber es war nie das echte, rechte Leben, bei dem man mit Leib und Seele ist; denn mein bestes Herzblut verströmte ich einst im fernen Hessenlande. Heiliger Himmel“, unterbrach er sich plötzlich, „wie ich so etwas nur über die Lippen bringen kann; ich weiß wahrlich nicht, woher mir diese Vergleiche kommen. Indessen — was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben wie Pilatus gesagt haben soll. — Und was ich noch bemerken will — der alte Römer ist vielleicht ein ganz guter, verständiger Mann gewesen, und kein solches Ungeheuer, wie es beim ersten Zusehen den Anschein haben mag. Denn, haben nicht auch meine Eltern mich mit dem besten Gewissen zum Tode verurteilt und sich noch Wunder was auf ihre Fürsorge eingebildet!

Ich bin nun freilich kein Christus gewesen, aber eine Sünde gegen den heiligen Geist ist es allerwegen, wenn man

einem wiß- und lernbegierigen Kinde die heißersehnte Himmelsnahrung versagt und ihm statt dessen den Stein der Geistesfinsternis für seinen Hunger bietet.

Sie konnten sich eben das Glück ihres Sohnes nur innerhalb der Grenzen ihres Geburtsortes vorstellen, wie es damals auch nicht anders möglich war. „Damals?“ Er seufzte und fuhr sich mit der Hand über die verdüsterte Stirne. „Würde sich denn heute etwas anderes thun lassen? Man liest den Kalender und hält wohl auch die Landeszeitung; im Grunde aber sind die Leute dieselben geblieben, und wer etwas erreichen will, der darf sich nicht um ihr Daireinreden kümmern und auch nicht zurückblicken, wie einst das Weib des Loth gethan hat.“

„Wenn ich damals etwas mehr von der Welt gewußt hätte,“ fuhr der Tausendkünstler in seiner Erzählung fort, „so würde ich niemand ein Versprechen gegeben haben, sondern einfach auf und davon gegangen sein, um erst dann zurückzukehren, nachdem — — ja, weiß ich es denn selber, was ich wollte und konnte? Das Rätsel meines Lebens ist mir bis heute ungelöst geblieben.“

Damals freilich, als ich den Ort einmal im Rücken hatte, und frisch und frei in die Welt hinein wanderte, da glaubte ich auf einmal, aller Sorgen bar zu sein; doch ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Obgleich ich meistens zu Fuß dahin schlenderte und einen vollen Tag in Frankfurt verweilte, war ich dessen ungeachtet in acht bis neun Tagen an meinem Ziele angekommen.

Es galt jetzt vor allem, meinen Landsmann, den Dreher Sulzer, aufzusuchen, welcher in der Lahngasse im eigenen Hause wohnte.

Der that große Augen machen, als ich mich zu erkennen gab und Grüße von den Eltern und all seinen alten Bekannten überbrachte. Wenn er mein leiblicher Anwanderter gewesen wäre, so hätte er mich nicht herzlicher empfangen können — vielleicht nicht halb so herzlich.

Und als ich ihm dann von seinem eigenen Geburtsort erzählte, und wie ich dort gelegentlich eines Sängersfestes mit mehreren Burschen meines Alters ins Gespräch gekommen war, und auch den einen oder anderen mit Namen nannte, da sind ihm wahrhaftig die hellen Thränen in den grauen Bart gelaufen.

„Ja, ja, das Heimweh!“ sagte leise die Meisterstochter, als der Vater dann den Rücken wandte, um sich verstoßen die Augen zu trocknen; „er hat es Zeit seines Lebens nicht verwinden können, und jetzt erst recht nicht, seit er gar so kränklich geworden ist. Der Doktor meint, es sei das Gliederreißen; ich aber weiß es besser, was ihm am Herzen frist.“

So überrascht war ich von dieser Äußerung des Mädchens, daß ich es zum erstenmal genauer betrachtete. Und obwohl ich bis dahin von dem jungen Weibsvolk keine allzu günstige Meinung hatte, so schien die Meisterstochter mir doch damals gleich so schön und wohlgethan zu sein, als ob ich ihresgleichen nie zuvor gesehen hätte.

Kerzengerade wie ein Tannenbaum und geschmeidig wie eine Haselstaude, Haare wie Flachs und Augen wie Vergißmeinnicht und überdies eine zarte, liebliche Gesichtsfarbe, wie ein Herrenfräulein.

Ich konnte daran wohl erkennen, daß sie heuer noch nicht viel in der Sonne gewesen war, obwohl jetzt allenthalben der Holder und die Apfelbäume blühten.

Dabei aber that sie gar nicht zimperlich, wie die an-

deren Stadtmamsellen, und man konnte es ihr an der breiten Schürze und den aufgestreiften Ärmeln ansehen, daß sie im Hause tüchtig zuzugreifen wußte.

„Mein Obergefell Maria!“ sagte im Zurückkommen mein künftiger Meister, der meine unmäßige Verwunderung über ein solches Meisterwerk der Natur bemerkt haben mußte. Und als ich meine Augen noch weiter aufthat, nötigte er mich, auf dem einzigen dreibeinigen Stuhl Platz zu nehmen, während er sich mir gegenüber lächelnd auf die Drehbank setzte.

Darauf hub er an, mich mit seinen bisherigen Erlebnissen und dermaligen häuslichen Verhältnissen des näheren bekannt zu machen. Ich konnte daraus entnehmen, daß Marie, die inzwischen wieder die Werkstatt verlassen hatte, die einzige Frucht einer nicht gar langen, aber desto glücklicheren Ehe war. Sie hatte es sich von Kindsbeinen an zur Aufgabe gemacht, dem Vater nicht allein die früh verlorene Gattin, sondern auch den vergeblich erharrten Sohn zu ersetzen. Als sie dann mit dreizehn Jahren aus der Schule kam, war sie in ihren häuslichen Feierstunden als Lehrbub in seine Werkstatt eingetreten und hatte es durch Fleiß und Begabung bald so weit gebracht, daß sie an Stelle des Gesellen einsteigen konnte, wenn derselbe plötzlich vom Wanderfieber ergriffen wurde, oder auch aus anderen Gründen beurlaubt werden mußte, wie es erst vor wenigen Tagen der Fall gewesen war.

Hier ließ Marie, die inzwischen mit einem Napf voll jungen Salates wieder zurückgekommen war, ein kleines Hüsterchen vernehmen, als ob sie dem Vater ein Zeichen geben wollte, von der letzten Geschichte lieber nicht zu sprechen. Als der Meister aber ganz bedeutend mit den Augen zwinkerte und mit dem Finger drohte, stand sie rasch auf,

raffte ihre Arbeit zusammen und ließ sich während des ganzen Vormittags nicht mehr in der Werkstatt sehen.

„Er hatte den Narren an ihr gefressen“, fuhr der Meister fort, indem er der Davoneilenden lächelnd nachblickte; und ich, der ich mich nie zuvor um das Gebahren der Leute gekümmert hatte, konnte mich jetzt nicht enthalten, die Frage einzuwerfen, ob auch sie ihm gut gewesen wäre; und dabei muß ich ganz gehörig rot geworden sein.

„Gut gewesen wohl“, versetzte der Meister, „aber nicht genug, um ihn zum Manne haben zu wollen; sie will überhaupt nicht heiraten, das sakrische Mädchen! Als ob wir für ewige Zeiten bei einander bleiben könnten! Gleich am Anfang, wo ich noch gar nichts merken wollte, hat sie mir schon angelegen, dem thörichten Burschen den Lauspaß zu geben; und endlich hat's in der That nicht mehr anders sein können.“

Ich hätte damals schwerlich zu sagen vermocht, warum mich die Worte des Meisters allsogleich mit einer heimlichen Freude erfüllten, als ob mir etwas Schönes geschenkt worden wäre. Doch wurde ich vorläufig von der Neuheit der mich umgebenden Menschen und Dinge zu sehr in Anspruch genommen, um der ungewohnten Empfindung besonders nachzugrübeln.

Ein Jährlein sei bald zu Ende, meinte der Meister und es wundere ihn, daß ich mir noch gar keinen festen Lehrplan gemacht habe.

„Das ist's ja eben, warum ich zu Euch gekommen bin, Meister!“ sagte ich mehr traurig, als ärgerlich darüber, daß auch er, der mehr als die Hälfte seines Lebens in einer großen Stadt verbracht hatte, es mir nicht anzumerken schien, wofür ich eigentlich tauglich war.

„So, so!“, entgegnete er nachdenklich, indem er ein paar Mal die steifen Glieder reckte und sich dann hinter den Ohren kratzte, wie er zu thun pflegte, wenn er nicht alsobald eine Antwort in Bereitschaft hatte.

„Um noch einmal auf die Schulbank zu sitzen, bist Du halt zu alt geworden, und so ist's wohl am besten, Du setzt Dich zu mir an die Drehbank, was Dir auch bei der Bauernwirtschaft seine Früchte tragen kann; denn was wäre den Weibern und Mädchen so nötig und nützlich, als Spinnräder und Haspeln?“

Dagegen konnte ich nun freilich keinen Einwand machen, so sehr sich mir auch vor Bekümmerniß das Herz zusammenkrampfte. Es war, als ob auf dem Grunde der Seele mir eine Stimme zuflüsterte, daß ich auf diesem Wege niemals das Rechte finden würde. Ehe ich aber zu sagen vermochte, was ich eigentlich gesucht hatte, mußte ich eben das Maul halten und warten, bis ich gescheiter wurde.

Das waren so meine Gedanken, als ich die Werkstatt verließ, um mit Marie die für einen Lehrbuben erforderlichen Anschaffungen zu besprechen. Vor allem brauchte ich einen dunkelblauen leinenen Schurz; und ich hätte es nicht über mich vermocht, einen solchen auch nur leihweise von meinem Meister anzunehmen.

Auf die Arbeit aber, obgleich es nicht die rechte war, habe ich mich allsogleich mit allem Fleiß und Eifer geworfen; denn der Meister sollte bald erkennen müssen, wen er eigentlich vor sich hatte. Ich vermaß mich in meinen Gedanken, in weniger als einem Jahre das zu lernen, wozu ein anderer das drei- und vierfache an Zeit und Mühe brauchte. Und so ist es in der That gekommen.

Ich wurde bald mit solchen Lobsprüchen überhäuft, daß ich mich schämen mußte, sie anzuführen. Nur das muß ich noch bemerken, daß der Meister von meiner Rückkehr in die Heimat immer weniger wissen wollte. „Eltern schreiben — Vorstellungen machen — ins Gewissen reden“, und was dergleichen Redensarten mehr waren, wenn ich ihn bescheidenlich daran zu erinnern suchte, daß zu Pfingsten des nächsten Jahres die mir gestellte Frist zu Ende wäre.

Aber was würde das geholfen haben bei meinen Leuten, die fast gar kein Geschriebenes lesen konnten und nach der Schulzeit kaum je noch eine Feder angerührt hatten, als höchstens, um ihren Namen unter ein amtliches Schriftstück oder einen Vertrag zu setzen?

Schreiben hätte ich können — ich will es nicht leugnen — und ich habe es nachher zu Neujahr auch gethan, und pflichtschuldigst meinen Glückwunsch dargebracht. Eine Antwort aber habe ich nie erhalten und — wenn ich es ehrlich sagen soll — auch keine erwartet.

Marie dagegen, mit der ich ohne alle Scheu über die mir gestellten Bedingungen sprechen durfte, hat mich von Anfang an nicht anders als wie einen Gast behandelt. Es war ihr ebenso sonnenklar, als mir, daß man sein Wort nicht brechen dürfe, auch wenn man dasselbe einem Räuber oder Mörder gegeben hätte. Nur daß ich mit dem Båbele schon fast so gut wie verheiratet war, habe ich ihr damals noch nicht gesagt; denn das war eben das Allerärgste. Zu unserer Zeit, wie Du weißt, Christine, ist ein Verspruch (Verlobung) noch nicht wie ein Kappenhandel unter Brüdern gewesen, den man wieder rückgängig macht, sobald es einen zu reuen anfängt. Wie viele Paare würden da nicht schon auseinander gelaufen sein!“

Er senfte tief und starrte einige Sekunden wie traumverloren vor sich nieder, als ob er sich zum hundertsten und aber hundertsten Male die Frage vorlegte, ob es denn in der That so sein mußte, wie es geworden war.

Obwohl ich mir im Herzen ein über das andere Mal ein „Nein!“ zurief, überzeugt, daß sich das Leben des Tausendkünstlers hätte anders gestalten können, so mochte ich dieser Gewißheit gleichwohl keinen Ausdruck geben. Es wäre eine völlig zwecklose Grausamkeit gewesen.

Dagegen nahm meine Mutter das Wort jetzt auf, als hätte sie meinen geheimen Zweifel erraten. „Ja, ja, Hansjörg!“ sagte sie, „als wir jung waren, hat ein Verspruch vor Zeugen in der That so viel wie eine Copulation vor dem Altar gegolten. Vertrag ist eben Vertrag, ob er nun vor weltlichen oder geistlichen Personen gemacht wird.“

„Recht hast,“ entgegnete der Tausendkünstler mit bewegtem Tone, „und wenn ich damals der versuchenden Stimme in mir Gehör gegeben hätte, daß vielleicht das Bäbele selber den Verspruch nicht ernstlich nehme, so wäre damit auch mein Vertrauen auf die Marie in die Brüche gegangen; denn Treu und Glauben hält die Welt zusammen.“

Nichts desto weniger ist die Versuchung immer stärker, immer entsetzlicher geworden; denn der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach. Es sind drangvolle Stunden über mich gekommen, die mir das Blut ins Gehirn und den Schweiß auf die Stirne getrieben haben, besonders in stiller Mitternacht, wenn ich vergeblich das Labfal des Schlafes suchte. Und dann sprang ich oft auf, um das Fenster aufzureißen, oder warf mich auf den harten Backsteinboden, um mir irgend einen körperlichen Schmerz zuzufügen.

Doch daß ich nicht zu große Sprünge mache — so arg ist es erst geworden, als ich und die Marie uns über unsere beiderseitige heftige Zuneigung offen ausgesprochen hatten. Das war aber in einer mond hellen Novemberrnacht, als das Mädchen in der Wohnstube am Spinnrad saß, und ich ihr das Garn von der Spule haspelte. Der Meister hatte früher als gewöhnlich Feierabend gemacht, da es auf der Innung eine wichtige Verhandlung gab.

Freilich haben wir keinen Augenblick außer Acht gelassen, was Zucht und Ehre von denen heißt, die sich im zeitlichen Leben niemals angehören dürfen. Nur getröstet haben wir uns und an einander aufgerichtet, wie kein Pfarrer auf der Kanzel es vermocht hätte; denn der spricht zu einer ganzen Gemeinde, wo alle gar verschiedentliche Anliegen haben. Wir aber haben ganz und gar nur eines für das andere gesonnen und gesorgt, zumal an den langen Winterabenden, wo der Vater, wie es mich bedünken wollte, uns oft absichtlich allein gelassen hat.

Kein Wunder, daß ich im schwachen Gemüte zuweilen wankend wurde und die Zuversicht nährte, daß sich am Ende doch noch ein Ausweg aus dem schrecklichen Wirrsal finden ließe. Marie aber hat dazu nur leise und traurig den Kopf geschüttelt.

„Sieh nur den Vater an,“ pflegte sie mir vorzustellen, „wie so gar alt und hinfällig er vor der Zeit geworden ist, das Heimweh ist's, das ewige Heimweh, das ihm die Farbe aus den Wangen und das Mark aus den Knochen zehrte, obwohl er keinen einzigen näheren Verwandten mehr in seinem Geburtsort hat. Und auch über Dich würde es kommen, und zwar — was von allem das Schlimmste ist — in Begleitung von Gewissensbissen. Ewig würdest Du Dir

den Vorwurf machen müssen, daß Deine Eltern vor Gram um Dich in die Grube gefahren sind, daß Deine Braut vergeblich Deiner Rückkehr harrete und vielleicht darüber alt und geisteschwach geworden ist — ein Spott der Erwachsenen — ein Grauen der Kinder. Ich kenne sie nicht? mag sein, mein Bruder!“ Ja, so nannte sie mich, wenn wir allein beisammen waren — „Dich aber kenne ich und weiß, daß Dir aus einem Treubruch nie und nirgends ein Glück erblühen könnte.“

Und wenn sie so an mich hinredete, das goldreine Wesen, dann glaubte ich einen Engel des Himmels zu hören und zweifelte nicht, daß sie nichts als das Wahre und Rechte wollen konnte.

Wenn ich aber wieder allein war und der böse Gedanke über mich kam, daß sie vielleicht nur deshalb so klug zu sprechen wußte, weil sie weniger Liebe fühlte und folglich auch weniger leiden mußte — dann schlug ich mir die Faust vor den Kopf und raste wie ein Stier, den man in eine Scheuertenne gelockt hat, um ihm die Schlinge um den Hals zu werfen.

Und doch wäre sie mir nicht halb so lieb gewesen, wenn sie die Sache anders angesehen und leichter genommen hätte.

Es wollte mich damals oft bedünken, daß sie in ihrem leiblichen und geistigen Wesen eine große Ähnlichkeit mit einer gewissen Lotte gehabt habe, von der man in Wezlar gar viel zu erzählen wußte, denn sie war durch die Liebe eines großen Dichters berühmt geworden. Derselbige hat Goethe geheißt, und das Buch, in dem er sein Verhältnis zu der Lotte geschildert hat, „Die Leiden des jungen Werther“, oder — wie man auch schlechtweg sagte — „Werthers Leiden.“

Gelesen habe ich es freilich nicht, und auch keine Lust dazu verspürt; es genügte mir zu wissen, daß Lotte die Braut eines Anderen war und deshalb den Goethe oder Werther nicht heiraten konnte. Dieser — den Werther meine ich — soll sich darüber erschossen haben, da aber der Goethe selber noch am Leben und an die achtzig Jahre alt war, auch nach der Lotte noch unterschiedliche andere Geliebten gehabt haben soll, habe ich der Sache nicht weiter nachgeforscht und sie für eitel Fabeln gehalten. Man hat ja doch an einer Liebe fürs ganze Leben genug, wenn anders sie echt und wahr gewesen ist. Eher noch hätte ich an den Bestand des verzweifeltsten Werther glauben können, wenn es mir auch wenig tapfer vorkam, vor abgelaufener Arbeitszeit sich von dieses Lebens Mühsal davon zu stellen, wie ein Müßiggänger und ein Landstreicher.

Was ein rechter Kerl sein will, darf nicht am hellen Mittag Feierabend machen, das pflegte ich mir mannhaft vorzuhalten, wenn die Versuchung, mich für immer aus dem Staube zu machen, auch über mich gekommen ist. Denn manchmal hörte ich zur stillen Mitternachtsstunde das Wasser der Lahn gar verführerisch in der Ferne rauschen, besonders wenn es Regenwetter geben wollte.

Was — mich kopfüber hinunter stürzen? sagte ich bei mir selber, das kann am Ende jeder, der seiner Beine mächtig ist; es ist kein Meisterstück. — Und dann legte ich mich auf die andere Seite und zog das Deckbett über den Kopf hinauf.

Und so ging es Wochen, ja Monate lang, und was noch das Ärgste bei der Sache war — der Meister wurde während dessen immer kränklicher und hinfalliger. Immer deutlicher gab er zu verstehen, welch' große Bekümmernis ihm der unverjorgte Zustand seiner Tochter verursachte;

denn er wußte nur einen, dem er sie zur Frau geben möchte, bevor er die Augen im Tode schließe — und so des weiteren.

Da trug es sich zu, daß er kurz vor Weihnachten einen Schlaganfall bekam. Es wurde sofort zum Doctor geschickt, und da dieser zu der Sache den Kopf schüttelte und eine ganz bedeutsame Miene machte, wurde auch der Pfarrer geholt.

Als derselbe dann zu Häupten des Bettes stand und man allbereits der Ansicht war, daß der Kranke das Bewußtsein verloren habe, schlug er auf einmal die Augen auf, als ob er etwas suche. Und als er Marie und mich am Fußende des Bettes stehen sah — das Mädchen leichenblaß, aber voll ruhiger Fassung, um ihm das Scheiden nicht noch schwerer zu machen — da forderte er uns mit Blick und Gebärde zum Näherkommen auf.

Er wollte sprechen, doch schien er das rechte Wort nicht finden zu können, und die Not des Atmens wurde immer heftiger. Da griff er mit zitternden Händen nach den unsrigen, fügte dieselben in eins zusammen und flüsterte mit gebrochener Stimme, daß es kaum mehr verständlich klang: „Versprich mir, Hanjörg, versprich — —“

Und dann sank er in die Kissen zurück, doch ohne unsere Hände freizugeben, und als der Krampf ihn wieder etwas losließ, murmelte er noch einmal: „Versprich, versprich — —.“ Es war zum Herzerreißen.

Ich konnte mich vor Schmerz und Verzweiflung nicht mehr halten; es schien, als ob in dieser letzten, schwersten Versuchungsstunde der Himmel ein Wunder thun und ein Versprechen gegen das andere aufheben müßte. Mein Herz klopfte bis in den Hals hinauf, und im Kopfe wurde es wirbelich. Dem sterbenden Meister die Hand entreifend, war ich gerade daran, sie in die Höhe zu recken und „Ich

schwöre, ich schwöre!“ zu rufen, als Marie mich, wie mit Riesenstärke, am Arme erfaßte und das meineidige Wort mir von der Lippe schnellte. Es war nur ein einziger Laut, den sie hervorbrachte, aber dafür auch um so niederschmetternder: „Verräter!“

Schwer röchelnd war der Meister in die Kissen gesunken, doch muß ich bezweifeln, daß er von dem Hergang etwas wahrgenommen hatte; denn immer lauter dengelte der Sensenmann auf seiner Sense herum; er schien es mit dem Niedermähen eilig zu haben.

Wir waren im stillen Einvernehmen auf die Knie gesunken.

„Verzeih' ihm, Vater!“ flüsterte Marie, sich zu ihm beugend. „Er hat ja eine Braut zu Hause, und ich —“, da blieb sie stecken, als ob ihr die Lüge nicht über die Lippen wollte. Sie mußte einen gewaltigen Zulauf nehmen, ehe sie es herausbringen konnte, daß sie dem Wilhelm ihr Jawort verpfändet habe.

Das war nämlich jener Geselle, dem der Meister kurz vor meiner Ankunft den Laufpaß gegeben hatte; und wie Marie mir später gestand, war ihr das damals nur so eingefallen, um dem Vater in Hinsicht ihrer Zukunft das Sterben zu erleichtern; doch schien derselbe bereits in einer anderen Welt zu sein.

Nur einmal noch öffnete er die schweren Augenlider, als die Abendsonne ihre letzten Strahlen durch die halbverhüllten Fenster warf.

„Gieb acht, Brückenpeter“, rief er aus, „daß Du mit der Heugabel nicht an die Schwalbennester rührst! Und das Liesebethle soll die Stallthür zumachen, damit die Stallhasen nicht hinaus laufen“. Und dann wieder nach kurzer

Pause: „Lustig, lustig, ihr Buben! Die Schuhe weggeschmissen und mitten in den Bach hinein!“

„Kindheitserinnerungen!“ flüsterte Marie mit überströmenden Augen. „Die ferne Heimat ist ihm stets das Nächste auf der Welt gewesen“.

Und dann noch einige abgerissene Worte, bei denen er sich aus den Kissen aufrichtete und wie verklärt ins Weite starnte.

„Ah, da kommt auch die Mutter mit dem Hanesle auf dem Arm! Grüß Euch Gott im Himmelreich! Kein Heimweh mehr — immer beisammen bleiben — ewig, ewig!“

Und dann fiel er zurück und war — in der Heimat.

Wir haben den guten Mann aufs tiefste betrauert und würdig begraben; doch kann Euch dies nicht weiter von Interesse sein. Ich wickelte mit der Marie, so gut wir's konnten, die Geschäfte ab, und hatte ich schon vordem vielfache Gelegenheit gehabt, ihren starken Charakter und klaren Verstand zu bewundern, so wollte es mich jetzt bedünken, als ob seit dem Tode des Vaters ein höherer Geist in dem zarten Leibe seine Wohnung genommen habe. Sie war wie eine Heilige, und von dem, was wir zuvor für einander gefühlt hatten, ist niemals mehr die Rede gewesen. Auch hat es Marie zu richten gewußt, daß die alte Rosine, ihre Stütze im Haushalte, fast immer in unserer Nähe war; vielleicht auch hat die gute Person aus eigenem Antriebe gehandelt.

Inzwischen waren bereits drei Viertel des mir gegönnten Jahres abgelaufen, und ich bemerkte mit Schrecken, daß der Schnee an der südlichen Bergeshalbe zu schmelzen anfing und das Gewässer der Lahn immer schlammiger wurde. Vom Süden wehten die lindnen Frühlingslüfte, und auch die ersten Schwalben waren wieder ins Land gekommen — nicht merk-

lich später als in unserer Gegend, obgleich es weiter im Norden war.

„Gegen Pfingsten“, fuhr der Tausendkünstler in seiner Erzählung fort, „mußte ich meinen Ranzen schnallen und den Rückweg antreten, und es wäre wohl am besten gewesen, wenn ich die Dual verkürzt und damals schon den Weg unter die Füße genommen hätte. Was aber sollte dann aus dem doppelt vereinsamten Mädchen werden?“

Nur sie selber konnte mir die Antwort auf diese Frage geben, die sie mir bei ihrer merkwürdigen Scharfsichtigkeit aus den Augen gelesen haben mußte. Sie werde, was sie dem Vater ganz unabsichtlich im Drange des Augenblicks gelobte, zur Wahrheit machen. Der Wilhelm habe um Fastnacht wieder um sie anhalten lassen und harre jetzt ihres Winkes im benachbarten Gießen, ob er sich persönlich vorstellen dürfe, um sich das Jawort zu holen. Sie habe nach heißestem Ringen es auch über sich vermocht, ihm daselbe zu geben; denn das Geschäft müsse wieder einen Herrn bekommen, der fleißig zum Rechten sähe, und das übrige würde sich von selber geben. Der Himmel hätte keinen Vertrag mit uns gemacht, daß er unsere Wünsche erfüllen werde; und wenn man gleichwohl auf etwas Herzensglück gehofft habe, so sei dies unsere Sache. Ein Geschenk dürfe man nicht wie ein angestammtes Recht extrogen wollen; doch müsse man unter allen Umständen seine Pflicht erfüllen.

In dieser Art sprach sie noch manches, das merkwürdige Mädchen, und es sah nicht darnach aus, als ob eine junge, frohe Braut es sagte. Und so heiß ich selbst sie im innersten Herzensgrunde auch noch liebte und zu eigen begehrte, so wäre es mir doch viel lieber gewesen, wenn sie dem Erwählten mit größerer Zuneigung entgegengekommen wäre.

Leid, wo ich hinging, und Leid, wo ich herkam — wie schwer mußte da nicht mein Wanderbündel auf den Schultern drücken.“

Er strich sich seufzend das graugesprenkelte Haar aus der Stirn und suchte sich aus seiner gebeugten Stellung aufzurichten. Jetzt wußte ich, wie riesengroß die unsichtbare Last gewesen, die seinen Rücken vor der Zeit gebeugt hatte.

„Arme Marie!“ fuhr er nach einer Pause fort, „sie hat es wohl nur deshalb so eilig gehabt, um mir den Abschied nicht noch schwerer zu machen. Wer weiß auch, ob ich bis zum Ende hätte standhaft bleiben können; denn wenn schon Christus gebetet hat, daß ihm der Kelch vorübergehe, was sollte ein elend verzweifelndes Menschenkind, das keinen Teil an der göttlichen Gnade hatte.“

So war wenigstens damals mein Gemütszustand. Ich kam mir vor, wie ein Verlassener, Verstoßener, selbst von ihr, die ich für den Inbegriff der Gottheit auf Erden gehalten hatte.“

Er verstummte abermals auf einige Augenblicke, wie von der Erinnerung überwältigt, und verbarg das Gesicht in den schwieligen Händen. Als er sie wieder erhob, lag ein feuchter Glanz über den mild leuchtenden Augen und ein wehmütiges Lächeln um die schmalgeformten Lippen.

„Thöricht, nicht wahr“, sagte er dann sich kräftig ermannend, „daß einem dergleichen noch so nahe gehen kann, wenn man allbereits mit einem Fuß im Grabe steht. Und Marie mochte recht haben, am Ende ist ja alles eins, ob man einen Treffer oder eine Miete in der großen Lotterie des Lebens gezogen hat. Im unendlichen Hauswesen der Natur ist der einzelne Mensch von geringerer Bedeutung, als für uns die Ameise, die wir achtlos zertreten, wenn sie uns im Wege ist.“

Damals, freilich, als das Blut mir noch wild und jäh durch die Adern stürmte, ist es mit solcher Weisheit noch nicht weit her gewesen. Und als ich zum ersten Male den übergläcklichen Bräutigam der Meisterstochter zu Gesicht bekam, da war es mir doch gerade, als ob er mir einen Stich ins Herz gegeben hätte, und als ob ich ihn deshalb mit den Fäusten packen und ihm die Seele aus dem Leibe schütteln müßte.

Als aber Marie mich so bittend mit den treuen blauen Augen ansah und die Hoffnung äußerte, daß zwei so gute Menschen auch gute Freunde werden möchten, da bin ich mannhaft auf den Burschen zugegangen und habe ihm glückwünschend die Hand gegeben.

Und da war das Eis gebrochen und der Bund geschlossen, ehe die Feindschaft noch rechte Wurzeln fassen konnte. Ich bin dann überall sein steter Begleiter gewesen, was die Marie mir mehr als einmal mit leuchtenden Blicken dankte; denn ich merkte wohl, daß sie mit ihrem Zukünftigen nicht gerne allein sein wollte. Mir blieb es überlassen, ihn in Haus und Werkstatt herumzuführen und ihm einen rechtzeitigen Einblick in die Schuldbücher und Warenvorräte zu gewähren. Denn der Meister hat nicht allein auf Bestellung gearbeitet, sondern auch ein offenes Geschäft gehabt.

Der wackere Gefelle ist dann alle zwei bis drei Wochen zu Besuch gekommen, und erst am Vorabend der Hochzeit ist er mit Sack und Pack in Weplar, doch immer noch nicht im Brauthause, eingerückt; denn in Sachen der Ehrbarkeit ist die Marie streng gewesen.

Sie behandelte ihren Zukünftigen mit einer Ernsthaftigkeit, als ob sie seine Mutter oder Meisterin gewesen wäre. Doch muß ich der Wahrheit ihr Recht gestatten

und noch bemerken, daß der Wilhelm ein ganz ansehnlicher Kerl gewesen ist, der überall seinen Mann stellen konnte. Schwarzes Kraushaar und ein feines Bärtchen auf der Oberlippe, dabei ein paar Augen, wie zwei Feuerflammen, an denen sich manches benachbarte Jungfräulein das Herz versengt hatte.

Bei ihm aber war alles Dichten und Trachten auf nichts und niemand als die Marie gerichtet, obgleich ihm das Mädchen kein Hehl daraus machte, daß sie ihm vorläufig noch kein ganzes Herz entgegenbringen konnte.

Die Hochzeit war auf den Himmelfahrtstag festgesetzt, und ich dabei zum ersten Brautführer erkoren worden. Gleich am folgenden Morgen sollte ich dann meinen Abschied nehmen, da ich am Pfingstamstag, oder spätestens am Sonntag Morgen, daheim sein mußte.

Wie mir da zu Sinne war, davon kann ich selbst heute noch keine rechte Beschreibung machen. Wie ein Nachtwandler muß ich ausgesehen haben; denn ich träumte mit offenen Augen und stehenden Füßen und weiß mich daher kaum mehr zu erinnern, was während der letzten Zeit, die ich in Weylar verbrachte, um mich herum geschehen ist. Und wenn ich einmal unversehens angerebet wurde, dann erschrak ich, als hätte ich ein Verbrechen begangen, und als ob jedermann mir ansehen mußte, daß ich die sündigen Gedanken noch immer nicht von dem Mädchen abwenden konnte, obgleich sie schon so viel als das Weib eines anderen war.

Und mit diesem unvermindert heißen und inbrünstigen Gefühle in der Brust davongehen müssen auf Nimmerwiedersehen, es kam mir so völlig unnatürlich vor, daß ich mich schier wundern mußte, wie die Leute nur daran glauben konnten.

Da geschah es, daß ich mich einmal wieder, wie so oft, auf meinem Bett herumwälzte und keinen Schlaf finden konnte. Bald war mir's, als hätte ich die Marie um Hilfe rufen hören, bald glaubte ich durch die Thürriße einen hellen Schein wahrzunehmen, als ob der ganze Dachstuhl in Flammen stünde. Und obgleich sich dies alles bei genauer Prüfung als eitel Trugwerk erwies, so ist es mir doch eigentümlich vorgekommen, daß ich mir in dem geliebten Hause jetzt gar so unentbehrlich vorkam und doch sobald schon keine Stelle mehr darin haben und auch nicht die geringste Spur von meinem Dasein zurücklassen sollte.

Da ist mir auf einmal, wie ein Blitz in der Nacht, ein heller Gedanke durch das verdunkelte Gehirn gefahren.

Wenn ich auch in der Leiblichkeit auf immer von meiner Freundin scheiden mußte, so konnte ich ihr ja nichtsdestoweniger ein Stück von meinem inneren Menschen zum ewigen Gedenkzeichen hinterlassen, zum treuen Begleiter auf ihrem künftigen Lebenswege.

Und als ich noch ein bißchen nachgrübelte, da sah ich auch schon die Umrisse der himmlischen Eingebung vor meinem Geiste aufsteigen, ein Wunderwerk von einem Spinnrade.

Die Idee dazu muß freilich, mir selber unbewußt, schon lange in mir geschlummert haben, sonst hätte sie nicht im Handumdrehen solch greifbare Gestalt annehmen und von meiner ganzen Seele Besitz ergreifen können.

Ich stand sofort vom Bette auf, obwohl es kaum eine Stunde über Mitternacht war, um mich vorsichtig in die Werkstatt hinunter zu tasten, und am nächsten Abend legte ich mich gar nicht nieder.

Mir war, als ob ich nichts mehr als Hand und Auge wäre und das träge Werkzeug plötzlich eine Seele bekommen

hätte — ja als ob selbst die Drehbank die freudigsten Sprünge machte, daß sie dem geliebten Mädchen einen Dienst erweisen konnte. Ich war völlig außer mir und wußte kaum mehr, ob ich allein in der Stube war, oder ob unsichtbare Geister mir bei der Arbeit halfen.

Mein erster Plan war aber der gewesen, daß das Spinnrad einen Strauß von unterschiedlichen Blumen darstellen sollte — die Drehscheibe eine vollerblühte Rose, der Wirtel eine Aster, der Kocken eine schlankaufsteigende Lilie, und das ganze Gestell überwuchert von allerlei Rankengewächsen.

Danach aber ist mir eingefallen, daß unter dieser Überladung von lauter Zierrat das Gerätstück selbst außer Wert gesetzt würde; denn allererst muß doch die Nützlichkeit, und dann, wenn dafür noch Platz und Gelegenheit ist, auch die Schönheit in Betracht gezogen werden.

Ich veränderte meinen Entwurf nun dergestalt, daß ich mich nicht der Mannigfaltigkeit, sondern der Einfachheit besaß. Jeder Teil des Gerätes sollte ganz von selbst aus dem andern herauswachsen und mit dem ganzen aufwärts streben. Im Kocken aber mußte das Werk dann seinen Ruhepunkt erreichen. Er lief in eine einzige Glockenblume auf hohem Stengel aus, während der Schmuck der unteren Teile aus nichts als Blättern und Knospen bestand. Es schien mir selbst ein Rätsel, wie ich zu alledem gekommen war, hatte ich doch die Holzschnitzerei bis dahin nur als Zeitvertreib in meinen Feierstunden geübt.

Und als das Spinngerät mir dann wie ein mir fremdes Wunderding gegenüberstand und ich die Saite aufgezogen hatte, schien Rad und Spule ganz von selbst zu gehen, und ich fühlte, daß ich nie wieder ein zweites dieser Gattung

machen könnte. Ganz natürlich, daß ich es wie meinen Augapfel hütete und mich kaum mehr von der Truhe in meiner Dachkammer entfernen mochte, wo ich es tagüber verschlossen halten mußte.

Doch da ist auch das Hochzeitsfest schon vor der Thür gewesen, und es war hohe Zeit, meinen Anzug in Ordnung zu bringen und einiges Neue dazu zu thun, um als Brautführer meinem Amte keine Schande zu machen.

Wie schon gesagt, rückte dann am Vorabend des Himmelfahrtstages der Bräutigam mit dem zweiten Brautführer, einem jungen Gefellen aus Gießen, in Wehlar ein und schlug sein Nachtquartier in einem nahegelegenen Wirtshaus auf, von wo er unsere Wohnstube beständig im Auge haben konnte. Und als dann Marie ihren Hochzeitsstaat anprobierte — ein feines, dunkelblaues Tuchgewand mit hoch aufgebauhten Oberärmeln — und darin so schön und vornehm wie eine Gräfin ausah, als die von der alten Rosinenbäse gebackenen Kuchen durchs ganze Haus einen gar lieblichen und angenehmen Geruch verbreiteten, da fühlte ich mich auf einmal wie von einer unsichtbaren Gewalt von dannen getrieben — wohin? das war mir Nebensache.

Kaum konnte ich es erwarten, bis alles ruhig und still geworden war; denn so traurig war ich im Gemüte, daß jeder frohe Laut mich wie ein Faustschlag berührte. Ich hatte mich halb ausgekleidet an den Tisch gesetzt, um an das vor mir stehende Spinnrad, wer weiß, was alles hinein zu reden, damit es der Marie alles wieder erzähle, wenn es sich surrend und schnurrend unter ihrem flinken Fuße drehte.

Während dessen war die halb angefüllte Mondescheibe über die Schornsteine aufgestiegen, und als ich so in die bleiche Helle hinausah, ergriff es mich mächtig, daß dies

zum letzten Male sein sollte. Morgen um diese Zeit würde ich Weglar bereits im Rücken haben, während ein anderer —

Es war eine Höllenpein, dergleichen Gedanken nur auszuendenken; auch hatten sie mich völlig gegen meinen Willen ergriffen. Nun sie aber da waren, kamen sie mir als etwas so ganz Neues und Unerhörtes vor, daß ich mich wie ein Besessener an den Haaren faßte und in der Stube auf und nieder rannte.“

„Als ich mich gehörig ausgetobt hatte“, führte der Tausendkünstler seine Erzählung weiter fort, „blieb ich stehen, um mich auf mich selbst zu besinnen. Wozu dies alles? Wer würde etwas dagegen haben, wenn ich noch in jener Nacht in aller Stille meinen Urlaub nahm? Ein Brautführer konnte leichtlich unter den geladenen Gästen ausgewählt werden, und niemand würde Zeit und Neigung haben, dem Verbleib des fremden Gesellen nachzuforschen.

Das war ein Rettungsgedanke.

Ich warf mich rasch in meine Sonntagskleider, packte die gewöhnlichen in ein Felleisen nebst einigen Bänden von Schillers Werken, die ich mir im Laufe des Jahres aus meinen ersparten Groschen angeschafft hatte.

Dann verschloß ich das Spinnrad in meiner Truhe, schrieb einen Zettel, in welchem ich dem Hochzeitspaare Glück und Segen wünschte, nebst einem Gruß für die alte Rosinenbase — und wofern man sich die Mühe geben wollte, würde man in der Kiste für die Braut ein kleines Andenken finden; der Schlüssel thäte im Wandschränkchen bei dem feineren Werkzeug liegen.

Wie ich das alles so gut behalten habe? Ach, es hat sich mir mit glühenden Buchstaben in Gehirn und Herz eingebrennt! War es doch das Letzte, was ich in dem geliebten

Hause noch zu verrichten hatte. Mir ist, als ob ich mich noch heute vor mir sehe, wie ich mit dem Felleisen über den Schultern im Stübchen zum letzten Male Umschau halte, dann leise die Treppe hinabschleiche und die verriegelte Hausthür aufmache.

Als mir draußen die kalte Nachtluft entgegenschlägt, bleibe ich eine Sekunde stehen, um mir den Schweiß von der Stirne zu wischen und dann noch einen Scheideblick zu Mariens Fenster hinaufzusenden. Da vermeine ich, in ihrer Schlafkammer noch einen schwachen Lichtschimmer wahrzunehmen, und es packt mich wie mit Riesenstärke, daß ich sie noch ein letztes Mal sehen und sie ein erstes und letztes Mal in meine Arme reißen und an meine Brust drücken müsse, anderswie ich zeitlebens keine Ruhe finden könne.

Schon bin ich im Begriffe, die Thüre wieder aufzuklinken, da kommt vom Flusse herauf der Nachtwächter gegangen; der ruft, daß die Glocke zwölf geschlagen habe, und daß uns Gott vor allen bösen Geistern bewahren möge.

Rasch drückte ich mich an die Mauer, um nicht für einen Dieb gehalten zu werden, und über mich geht die Erleuchtung auf, daß ich im Begriffe war, ein schweres Unrecht zu begehen.

Singend und schlurfend geht der Alte vorüber und mit ihm die Versuchung.

Einen Schrei in der Kehle erstickend, die Hand aufs Herz gepreßt, so laufe ich die Gasse hinunter, der Lahnbrücke zu. Nur erst einmal die Stadt im Rücken haben, und das Ärgste würde überstanden sein! So wenigstens habe ich in jener Stunde gedacht; das Ärgste aber ist erst nachgekommen. Doch wollen wir das für immer begraben sein lassen. —

Anstatt nun aber der Lahn entgegen zu schreiten, von welcher Richtung ich ein Jahr zuvor gekommen war, folgte ich ihrem Lauf, ohne mir weiter Rechenschaft darüber zu geben. Erst als hinter mir die Stadt im Nebel versunken war, und ich auch die Umrisse des gewaltigen Domes nicht mehr unterscheiden konnte, hielt ich meine Schritte an, um mich endlich auszuschnaufen.

Und jetzt erst begann der Krampf sich zu lösen, der mir bis dahin wie mit eisernen Zangen die Brust umschnürt hielt. Ich warf mich auf den Boden ins taufrische Gras und weinte — weinte, weinte, wie ich es nur einmal im Leben als kleiner Bube gethan hatte, als die Kage mir meinen Kanarienvogel zerriß und ich daran die Schuld tragen sollte.

Damals — ich weiß es noch, als ob es gestern gewesen wäre — lebte ich des Glaubens, daß es keine bittereren Thränen auf der Welt geben könne, und wer kann sagen, ob ich nicht recht gehabt habe? Denn der Schmerz eines Kindes ist in seiner Art nicht weniger heftig als der eines Mannes, und die Last nicht größer als der Rücken, für den sie gedirmt (bestimmt) worden ist.

Jetzt freilich hat mich niemand einer Schuld geziehen; aber der Mensch ist eben von Fleisch und Blut, und „die Liebe blüht nur einmal, so innig und wahr“, wie die Mädchen neuerdings auf der Gasse singen.

Als ich mich dann wieder aufraffte, nachdem ich — wer weiß wie lange — auf der kalten Erde gelegen hatte, war ich von der Nachtkühle völlig steif und wie an allen Gliedern zerschunden und zerschlagen, als ob ich in den wenigen Stunden zum alten Manne geworden wäre.

Im Osten aber begann sich allbereits der Himmel zu röten, und jetzt legte ich mir zum ersten Male die Frage

vor, was künftig aus mir werden solle und welchen Weg ich einschlagen müsse, um bis Pfingsten in der Heimat einzutreffen. Dabei stellte es sich freilich heraus, daß ich noch vollauf Zeit hatte, um die ganze Reise gemächlich zu Fuß zurücklegen zu können. Aber wie viel leichter ist es doch, voll froher, ungebrochener Jugendhoffnung der unbekanntten Ferne zuzuwandern, als fort von einem Glücke, wofür sich zeitlebens kein Ersatz mehr finden läßt. Beim ersten fühlt man sich getragen, wie von Engelsflügeln, beim andern glaubt man Ketten an den Gliedern und eine schwere Kugel am Beine zu haben, wie die Galeerenflaven, von denen ich einmal in der Zeitung gelesen habe.

Warum also nicht lieber den Lauf des Flusses bis zu seiner Mündung in den Rhein verfolgen und dann zu Schiff aufwärts bis nach Mannheim fahren, zumal von den hundert Gulden, die meine Leute mir als Zehrpennig mitgegeben hatten, noch mehr als die Hälfte in meiner Tasche war!

Es war ein guter Gedanke zur rechten Zeit gewesen, und kaum gedacht, bin ich sofort auch zu dessen Ausführung — das heißt stromabwärts geschritten und habe danach auf einem Rheinfachtschiff einen Platz genommen.

Von dem aber, was mir auf dieser Reise zugestoßen ist, habe ich nur wenig im Gedächtnis behalten; denn mir war so trüb und verworren zu Mute, daß ich weder von den Wandergenossen, noch von den Städten, an denen wir vorübergekommen sind, sonderlich viel vermerkt habe, nicht einmal von dem goldenen Mainz, was allein mich seither ein bißchen geärgert hat.

Unser Schiff hat nämlich über einen Tag dort Halt gemacht, und jedermann ist in die Stadt gezogen, um die Sehenswürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Vor-

mals wäre ich viele Meilen weit über Hecken und Stauden, Dornen und Disteln, Stock und Stein gelaufen, um eine einzige jener Herrlichkeiten zu sehen und jetzt diese entsetzliche Gleichgiltigkeit! Wie doch die Liebe einen Menschen so verändern kann!

Hier im Dorfe freilich geahnte sich jedermann, als ob noch alles beim Alten wäre, und von dem Wurm, der mir am Herzen nagte, hat keines eine Ahnung gehabt. Wirst Dich noch erinnern, Christine, was für ein Gespränge und Gethue das war, und wie man es kaum erwarten konnte, bis ich mich zum Altare führen oder vielmehr schleppen ließ; denn zu thun hatte ich weiter nichts dabei, als ja! zu sagen. Mich wundert noch heute, daß ein Mädchen mich in jenem Zustande zum Manne nehmen mochte."

Der Tausendkünstler war während der letzten Worte aufgestanden.

"Wie man nur auf einmal so ins Schwagen geraten kann", sagte er, die mageren steifen Glieder reckend, "ich würde es wahrhaftig nicht für möglich gehalten haben, daß mir das Herz einmal derart über die Lippen springen könnte. Es pflegt dies manchmal ein Wahrzeichen zu sein, daß es in Bälde mit einem zu Ende geht. Noch nicht einmal ein Sechziger? Hast recht, Christine! Dessenungeachtet aber so mürbe und wurmstichig, wie mein Vater es nicht mit Achtzig gewesen ist. Die langlebige Art thut's nicht allein, man muß auch im Gemüthe danach veranlagt sein; und manch eine stramme Eiche ist schon in der Blüte vom Sturme geschüttelt worden, daß es im Herbst nur eines Windstoßes bedarf, um sie zu Boden zu werfen. Solch ein Baum bin ich selber, und der Windstoß wird nicht mehr lange auf sich warten lassen. Man hat so seine Ahnungen."

„Und habt Ihr nie wieder etwas von eueren Wehklarer Freunden gehört?“ schaltete ich hastig ein, als meine Mutter das Wort nehmen wollte. Es that mir in der Seele weh, daß die Geschichte hier ein Ende haben sollte, und Menschen, die sich so heiß geliebt, auf diese Weise auseinander gehen können, ohne sich jemals wieder ein Lebenszeichen zu geben.

„Woher sollt's kommen?“ entgegnete der Tausendkünstler, indem er sich mit dem baumwollenen Taschentuch die Kleider abklopfte; denn es hatten sich einige dürre Reifigzweige daran festgeklammert. „Zu uns verlaufen sich wenig Handwerksburschen; denn die ziehen jetzt den Eisenbahnlilien nach. Und Viehhändler gehen auch nicht soweit ins Hessische hinein; für die pflegt der Main noch immer als Grenze zu gelten. Und was wäre auch ein Gruß, wenn man sich nicht sehen und die Hand reichen kann? Freilich, ob sie noch lebt, die Marie, das hätte ich früher gerne erfahren mögen; jetzt aber ist mir auch diese Ungewißheit vom Herzen genommen, denn, setzte er mit gedämpfter Stimme hinzu, gegen heurige Weihnacht ist sie mir ins Jenseits vorangegangen, obschon ich an dergleichen bis dahin keinen rechten Glauben verspürt habe. „Ja, ja,“ setzte er mit weltentrücktem Blicke hinzu, als wir ihn fragend von der Seite betrachteten, „ganz anders sah sie aus, als vormals, wenn sie in meinen Träumen zu mir kam. Sie war mit einem schneeweißen Kleide angethan, und an der Brust trug sie einen Rosmarinstrauß mit weißen Lilien. Als ich aber auf sie zugehe und meine Arme nach ihr ausbreite, ist sie mir unter den Händen entschwebt, wie eine Nebelwolke. — Es war wohl ihre Todesstunde.“

Er sagte es voll ordentlicher Heiterkeit, und ein Strahl der Verklärung durchleuchtete sein wehmutsvolles Angesicht. Ich vermochte es nicht zu fassen, daß der gescheiteste Mann

im Dorfe von einem Traumbild als von einer Sache der Wirklichkeit sprechen konnte.

Als der Tausendkünstler sich von uns verabschiedet hatte, saß ich noch lange darauf in tiefes Sinnen verloren, und auch meine Mutter schien nicht zum Sprechen aufgelegt zu sein.

Doch gemahnte die sinkende Sonne uns bald der späten Nachmittagsstunde, und wir erhoben uns gleichzeitig, um langsam den Heimweg anzutreten. Keines hatte bis dahin einen Laut von sich gegeben, so stark wirkte der Eindruck des Gehörten in unseren Gemüthern nach.

Ich weiß nun freilich nicht, ob der Tausendkünstler alles wortgetreu in der Weise berichtet hat, wie ich es hier zu geben suchte, oder ob ich einiges aus meinem Eigenen hinzugethan habe. Dessen aber bin ich mehr als gewiß, daß ich dem Sinn des Erzählten keinen Abbruch gethan habe, wenn auch die Worte und Sätze, deren er sich bediente, etwas anders. gewesen sein mögen.

Dabei ist noch zu vermerken, daß die edle Marie, deren geistiges Wesen ich auf immer meinem Gedächtnis eingeprägt hatte, um die Weihnachtszeit in der That zur ewigen Ruhe eingegangen war. So erfuhren wir nämlich im Verlaufe des Sommers, und zwar durch Mariens eigenen Sohn, der wunderbarer Weise dem Jugendfreunde seiner Mutter die Todesnachricht selber brachte.

Wie ein Lauffeuer hat sich dies merkwürdige Ereignis noch am gleichen Abend im Dorf verbreitet, und alles kam zusammen, um den feinen jungen Mann zu sehen.

Er hatte blondes Lockenhaar, treuherzige blaue Augen und eine zarte, weiße Gesichtsfarbe.

„Genau wie seine Mutter!“ soll der ganz närrisch gewordene Tausendkünstler ein über das andere Mal gerufen und darauf den fremden Jüngling tüchtig abgeküßt haben, was doch ganz und gar bei Bauersleuten nicht der Fall zu sein pflegt.

So mochte auch das dicke Bäbele gedacht haben, als sie sich an jenem Abend ganz still in die obere Stube zurückzog; und es soll sie auch niemand vermiszt und herabgeholt haben.

Bis mitten in die Nacht hinein ist der Tausendkünstler bei dem jungen Manne sitzen geblieben, und was sie sich zu sagen hatten, haben sich am folgenden Tage, der ein Sonntag war, die Kinder auf der Gasse und die Leute über die Zäune zugerufen: „Der Tausendkünstler hat vom Großherzog von Hessen eine goldene Medaille in einem rotsamtenen Schächtelchen geschickt bekommen!“ Es war aber — wie ich nachher von dem Betreffenden selbst erfuhr — vom Vorstande der gewerblichen Kunstausstellung in der preussischen Landeshauptstadt. Den Buben wollte es eben gar nicht zu Sinne, daß man ganz von dem Gebiete des einen Herrn umgeben sein und dennoch einem anderen zugehören könne. Indessen ist durch diese irrtümliche Auffassung der Hauptsache kein Abbruch geschehen, und die war, daß der Tausendkünstler in der That auf obige Weise ausgezeichnet wurde.

Und als ihm der junge Mann das goldene Prachtstück um den Hals gehängt hat, da soll er vor freudigem Schrecken blaß und rot geworden sein und dann wie ein Kind geweint und geschluchzt haben, daß sein ehemaliger Aufenthalt in Weklar trotz allem eine Spur zurückgelassen hatte: ein Wunderwerk von einem Spinnrade.

Ich habe mir das alles nachträglich vom Tausend-

künstler selbst bestätigen lassen; denn so lange der junge Mann im Hause war — vom Samstag Abend bis Montag Morgen — bin ich in schicklicher Entfernung verblieben.

Es war aber zur Zeit der Roggenernte, und so mußte ich noch fast eine Woche — nämlich bis zum folgenden Sonntag — warten, bis ich dem lieben alten Manne in gebührender Form meinen Glückwunsch darbringen konnte.

Der Tausendkünstler saß im Großvaterstuhle am Ofen, während draußen der goldene Abendsonnenschein auf dem mächtigen Birnbaum lag, durch dessen Äste die nach dem Hof gelegenen Fenster völlig beschattet wurden.

Die stattlich herangewachsenen Buben mit den gutmütigen Gesichtern saßen hinter dem Tische und löffelten ihr Nachtmahl aus einer tiefen Suppenschüssel — eine dicke, frische Sauermilch mit eingebrocktem Schwarzbrot.

„Ein Goldstück im Werte von mehr als dreißig Gulden für ein Spinnrad“, sagte lachend der jüngste, nachdem er sich den Mund mit dem Zipfel des rauhwerklenen Tischtuchs gewischt hatte. „Wenn doch der Vater all sein Lebenlang nichts als Spinnräder gemacht hätte! Möchte nur wissen, ob der Adelsberger Goldschmied es gegen bare Kronenthaler umtauschen würde!“

„Daß er ein Narr wäre!“ brummte der älteste, der in seinem leiblichen Wesen dem Vater ähnelte, wie der andere der Mutter. „Wer weiß denn, ob das Gold auch gut und echt ist? Und gesetzt es wäre so, beim Umtausch kommt doch allein nur das Gewicht und nicht das Bildchen darauf in Betracht.“

Armer Tausendkünstler! Sie sahen nichts, als die materielle Außenseite; von der ihrem Vater widerfahrenen Ehre und Herzerquickung konnten sie keine Ahnung haben.

Traurig setzte ich mich auf die schmale Bank, die rings um die Wände lief, und wartete still, bis die Söhne die großen Blechlöffel niedergelegt und schweren Schrittes die Stube verlassen hatten. Dann erst gab ich dem Tausendkünstler mein Befremden kund, daß ihm die erhaltene Auszeichnung so spät erst zuteil geworden war.

„Ja, siehst Du“, versetzte er mit beseligtem Gesichtsausdruck, „die Marie hat mein Hochzeitsgeschenk zu wert gehalten, um es viel vor den Leuten sehen lassen zu wollen und davon ein Gerede zu veranlassen. Wie ein Heiligtum hat sie es in der Truhe verwahrt und nur an Sonn- und Feiertagen einmal herausgenommen und daran auf einige Stunden ihren Sinn erquickt. Erst als sie kränklich geworden war und vor Schwäche sich kaum mehr aus dem Hause bewegen konnte, hat sie endlich darein gewilligt, daß man es dauernd in ihrer Schlafstube aufstellte.“

Und so habe sie Tage lang im Bette sitzen und sich mit dem Holzgeräte besprechen können, als ob es Leben und Seele gehabt hätte. „Und wer weiß auch“, setzte er leiser hinzu, „ob nicht etwas von meinem inneren Wesen daran hängen geblieben ist?“

Das Pfeischen, dessen Genuß sich der Tausendkünstler erst in den letzten Jahren erlaubt hatte, war ihm inzwischen ausgegangen; er beachtete es nicht. Das Bäbele kam in die Stube, um den Tisch abzuräumen; er starrte über sie hin, als ob sie eitel Luft gewesen wäre. „Hanjörg, mach's Thürle zu!“ rief der uralte Staar unter der Ofenbank hervor; der Tausendkünstler fuhr sich mit der Hand über die Augen, als ob er sich besinnen müsse, ob er wache oder träume.

„Und der Wilhelm?“, warf ich endlich dazwischen, um ihm wieder auf die rechte Spur zu helfen.

„Ach, richtig, der Wilhelm!“ entgegnete er, wie zu sich selber kommend, „der ist schon im elften Jahre seines Ehestandes mit Tod abgegangen, während sein einziges Söhnlein, Georg — wie man ihn mir zu Liebe genannt hat — noch in der Wiege lag. Und obwohl die Marie damals noch eine recht stattliche Witfrau war, und viele Bewerber hatte, wie ich mir leichtlich vorstellen kann, so hat sie doch von keiner zweiten Ehe hören mögen, sondern vorgezogen, mit Gesellen und Lehrbuben zu wirtschaften, bis der Georg sich an die Spitze des ausgebreiteten Geschäftes stellen konnte.“

Ein gar prächtiger Junge, dies! Doch wird er mir wohl ein bißchen geschmeichelt haben, als er behauptete, aus den Erzählungen der Mutter sich von mir eine viel deutlichere Vorstellung als von seinem Vater gebildet zu haben! So sei schon frühe der Wunsch in ihm lebendig geworden, einst das zu vollbringen, was zu erreichen ich mich vergeblich gesehnt und angestrengt habe. Ein Forscher oder Künstler wollte er werden von Kindesbeinen an; doch seien die Mittel der Mutter zu spärlich gewesen, um ihn auf eine polytechnische Schule zu thun. Auch habe ihre wachsende Kränklichkeit ihn verhindert, sein stilles Sehnen an den Tag zu legen. Erst als die Mutter hinübergegangen und er gänzlich auf sich selber angewiesen war, ist der alte Trieb nach voller Entwicklung seiner Fähigkeiten wieder mit aller Gewalt in ihm hervorgebrochen. Indessen sind die ausstehenden Gelder kaum hinreichend gewesen, die Schulden zu tilgen, die sich durch der Mutter langes Siechtum auf eine beträchtliche Summe beliefen. Und obgleich er nun seit dem letzten Herbste seine Mündigkeit erreicht hatte und frei über das ihm zugefallene Haus verfügen konnte, so wollte er sich doch nie und nimmer zu einer Veräußerung desselben entschließen.

Dagegen mußte die ganze Einrichtung der Werkstatt, sowie der größte Teil des Hausgerätes zu Geld gemacht werden. Nur von dem Spinnrade — dem teuersten Erbstück seiner Mutter — habe er sich nicht trennen können, bis — ja, bis eben ein genannter reicher Graf, dessen Name ich nicht behalten habe, nach Wehlar kam, um ihm die Summe von fünfhundert preußischen Thalern dafür zu bieten.

Und da sei es mit längerem Widerstande vorbei gewesen, zumal er in seinem Innern die Gewißheit verspürte, daß die Mutter selber ihn zur Annahme gedrängt hätte, schon zu Ehren des fernen Jugendfreundes, dessen Werk nun den ihm längst gebührenden Platz bekommen sollte.

Es klingt wie Auffschneiderei und muß dennoch gesagt werden, daß das Rad dann mehrere Wochen in Wehlar ausgestellt wurde, wo jedermann es ansehen konnte. Von nah und fern seien die Leute zusammengelaufen, sündemalen das Gerücht verbreitet wurde, der Graf habe die Absicht, das Kaufstück auf die Kunstausstellung nach Berlin zu schicken.

Dies hat dann im Juni auch wirklich stattgefunden, und von dorthier ist mir die Medaille zugekommen. Vorher hatte man bei unserem Oberamte Erkundigungen eingezogen, ob ein Hanjörg Zimmermann aus Oberheimerthal noch am Leben und an seinem Geburtsort wohnhaft wäre. Und als dies bestätigt wurde, hat der brave Georg sich von dem Grafen die Erlaubnis auswirken lassen, mir die Medaille selber überbringen zu dürfen, da er auf dem Wege nach Karlsruhe ist, wo er zum Oktober das Polytechnikum beziehen will. Vorher aber will er eine Fußreise durch den ganzen Schwarzwald nach der Schweiz machen, daher auch seine große Eilfertigkeit; doch was hätte auch unsereins während der Erntezeit zu seiner Unterhaltung thun können?

Aber daß ich in meinem Alter noch das Glück erleben soll — und er griff sich an den Kopf, als ob er die Seligkeit noch immer nicht zu fassen vermöchte —, dem einzigen Sohne der Marie die Mittel zur weiteren Ausbildung verschafft zu haben, das ist mehr, als ich mir jemals habe träumen lassen, und genug, um mich für ein langes, entsagungsvolles Leben zu entschädigen!

Wer weiß, ob er diesen Bildungstrieb verspürt hätte, wenn er mein leibliches Kind gewesen wäre; denn es pflegt in diesen Dingen meistens auf die Mutter anzukommen, und jedenfalls ist es Marie, die ihm das herzzgewinnende, feine Wesen und die lernbegierige Seele eingehaucht hat. Möge sie im Frieden ruhen! Ich habe ja nun dennoch nicht vergeblich gelebt.“

So der Tausendkünstler. Es mochte seine letzte zusammenhängende Rede gewesen sein; sprach er doch von da an mehr zu sich selber, als zu denen, die ihm am nächsten waren.

„Ja, ja, Marie! ich werde nun auch bald meinen Feierabend machen,“ murmelte er einmal vor sich hin, als er sich auf einem steilen Bergansteige zu verschlaufen suchte. Und zu mir gewendet, fuhr er fort: „Die Gicht zwickt mich schon an allen Gliedern. Es muß von jener Abschiedsnacht in Wehlar herrühren, wo ich stundenlang im nassen Gras gelegen bin. Ja, ja, es werden wohl mehrere Stunden gewesen sein! Indes, was thut's? Der Tod muß einen Anfang haben und wenn's am großen Beh wäre.“

So ruhig und gefaßt sah er ihn herannahen, den großen Tröster für alle Leibes- und Seelengebrethen, und zuweilen bemerkte man an dem alten Manne eine Heiterkeit, deren man ihn in jungen Jahren gar nicht fähig gehalten hätte.

„Ganz natürlich“, bemerkte er einmal, als ich ihm über diese Verwandlung mein Erstaunen bezeugte, „wenn man am frühen Vormittag ein großes, reiches Fruchtfeld vor sich hat, kann's leichtlich sein, daß man den Kopf hängen läßt, besonders wenn man vom vorigen Tage noch Rückenweh verspürt. Ist der Acker aber abgeschritten, so vergißt man der Schmerzen und freut sich des Feierabends. Und das thut man auch am Ende des Lebens, wenn man sein Tagewerk in Treuen und Ehren vollbracht hat.“

Wohl ihm, daß er diese Gewißheit hatte; denn ehe es wieder Ernte wurde, war auch der Tausendkünstler zur ewigen Ruhe eingegangen.

Die goldene Medaille aber ist in der That noch an den Goldschmied verkauft und von demselben als echtestes Metall erprobt worden. Ich habe vergessen, was er dafür gegeben hat; besonders viel wird's nicht gewesen sein. In- dessen habe ich seither auch anderwärts zu meinem Leidwesen erfahren, daß die Söhne bedeutender und merkwürdiger Männer das ihnen vom Vater zugefallene Ehrenerbe nur selten zu schätzen wissen.

